

Himmel, was habe ich getan!

Die besten Geschichten
des WG-Krimi Wettbewerbs



Inhalt

<i>Johannes Mertens</i> Ohne Gewissen 1. Platz in den Jahrgängen 5/6	3
<i>Fiona Fiedrich</i> Nachts im Dunkeln	5
<i>Petros Tatsis</i> Achmad und der doppelte Neuanfang	7
<i>Finn Ph. Y. Grünhage</i> Bruder Albricht 1. Platz in den Jahrgängen 7-9	11
<i>Iman Sibai</i> Ich – und niemand anders	15
<i>Anna Elisabeth Schwabecher</i> Die Mauer	19
<i>Niklas Mühlhausen</i> Eine tödliche Verschwörung 1. Platz in den Jahrgängen 10-12	24
<i>Hannah M. Volkers</i> Contenance einer Katze 1. Platz in den Jahrgängen 10-12	28
<i>Annika Drawert und Elisabeth Ballwanz</i> Ash	32
<i>Amira Chantal Haftendorn</i> Klassisches Szenario	34

Ohne Gewissen

Jonas geht in die 6. Klasse der Heinrich-Heine-Schule. Er ist ein guter Schüler, der in seiner Klasse sehr beliebt ist, aber vor allem ist er ein guter Fußballer. Er spielt in einem der vielen Vereine, die es in seiner Stadt gibt. Oft erzählt Jonas nach den Wochenenden von seinen Punktspielen. Die Mannschaft ist erfolgreich. In letzter Zeit sogar auf dem Weg an die Tabellenspitze. Wenn sie am Ende der Saison als Tabellensieger hervor gehen, könnten sie sogar aufsteigen in die nächst höhere Liga. Jedoch würde nur ein Teil der Mannschaft dorthin wechseln. Nur die besten werden gewählt. Der Rest würde in der jetzigen Liga auf die anderen Mannschaften aufgeteilt werden. Keine schöne Vorstellung. Jonas macht dies zu schaffen. Zu sehr plagt ihn die Sorge, ob er im Ernstfall mit aufsteigen darf.

Bei den letzten zwei Spielen saß Jonas mehr auf der Ersatzbank, als dass er auf dem Platz war. Wahrscheinlich deshalb, weil er davor wegen einer Familienfeier nicht zum Spiel kommen konnte. Sein Trainer hatte für Entschuldigungen dieser Art kein Ohr. Auf seiner Position spielte nun Marik. Marik war natürlich glücklich darüber und er gab mächtig damit an. Zugegeben, die Spiele endeten deutlich besser mit Marik als Stürmer. Aber gewonnen hatten sie auch als Jonas spielte. Nur eben viel knapper. Eigentlich ist Marik kein schlechter Typ. Nur wenn er Jonas aus seiner Mannschaft drängt, ist das alles andere als lustig.

Irgend etwas müsste passieren, dass Marik die nächsten Spiele nicht mitmacht. Nur was? Jonas konnte Marik ja schlecht bitten, wegzubleiben oder schlecht zu spielen. Schließlich will auch Marik mit aufsteigen. Am kommenden Mittwoch wird die Aufstellung für das nächste Spiel bekannt gegeben. Innerlich schon furchtbar unruhig ging Jonas zum Training. Er versuchte alles zu geben, aber ständig machte er Fehler.

Beim Tor-Schuss-Training war er so unkonzentriert, dass er kein einziges Tor zustande brachte. Es war wie verhext. Dann endlich war das Training beendet und der Trainer gab die Aufstellung bekannt. Für Jonas blieb ein weiteres Mal nur die Ersatzbank. Als ob das nicht schon schlimm genug war, begründete der Trainer das auch noch mit dem schlechten Training und dass Jonas wohl momentan nicht in Bestform sei. Eine Niederlage auf ganzer Linie. Es musste etwas passieren und zwar

schnell. In Gedanken malte sich Jonas aus, was Marik zustoßen könnte: Magen-Darm, Beinbruch, Pollenallergie oder ein Fahrradunfall. Diese Gedanken ließen ihn nicht mehr los. Warum sollte nicht eines dieser Dinge tatsächlich passieren? Marik geht in die Parallelklasse seiner Schule. Es wäre ein Leichtes für Jonas, Mariks Rad so zu manipulieren, dass er beispielsweise stürzt. Jonas könnte seine Bremse zerstören. Einen günstigen Moment abgepasst, ginge das sogar sehr schnell. Wenn Marik nicht spielen kann, rückt Jonas in seine Position und er könnte beweisen, dass er ein guter Spieler ist. Noch am selben Abend suchte Jonas sein Taschenmesser mit dem Schraubenzieher dran, das Opa ihm bei seinem letzten Besuch mitgebracht hatte. Ungerührt wegen des Waffenverbotes in der Schule steckte Jonas das Taschenmesser ein. Am nächsten Morgen ging er fest entschlossen in die Schule. Während der Deutschstunde bittet Jonas darum auf Toilette gehen zu dürfen. Die Lehrerin erlaubt es ihm und sobald er den Klassenraum verlassen hat, läuft er aufgeregt zum Fahrradständer. Er blickt sich noch einmal um, ob wirklich kein anderer auf dem Schulhof ist und löst die Feststellschraube der Fahrradbremse von Mariks Rad. Mit sich zufrieden kehrt er in die Klasse zurück. Schon auf dem Schulhof hört Jonas am folgenden Morgen von Mariks Fahrradunfall und davon, dass er mit einer schweren Kopfverletzung und einem gebrochen Bein in der Klinik liegt. Betroffen hört sich Jonas alles an und geht tief in Gedanken versunken in seine Klasse. Was habe ich nur getan?

Als am Samstag der Anpfiff zum Spiel ertönte, ließ Jonas alles hinter sich und spielte. Es lief gut bis zur 1. Halbzeit erspielten sie ein 1:0. Das Tor schoss aber Christian. Die 2. Halbzeit verlief erst schleppend, aber dann konnte Jonas endlich loslegen. Er vergrößerte den Abstand zu einem 2:0 und schoss in der letzten Minute noch ein 3:0. Souverän gewann seine Mannschaft das Spiel. Sein Trainer war begeistert und voller Lob und Anerkennung. Jonas Ziel war erreicht. Für ihn war klar, es sollte so sein. Er hatte alles richtig gemacht. Sein schlechtes Gewissen war wie weggeblasen. Jetzt musste nur noch die Sache mit der Polizei erledigt werden. Die wollte nämlich noch mal einige Schüler befragen. Zuerst hieß es ja, dass der Autofahrer Schuld hatte. Aber dann wurde doch noch einmal Mariks Fahrrad untersucht und die kaputte Bremse entdeckt. Aber was wollte man ihm schon nachweisen?

Fiona Fiedrich

Nachts im Dunkeln

Knack!

„Da war doch was?“, dachte Juna. Sie lag in ihrem Bett. Um sie herum nur Dunkelheit. Die Bettdecke reichte bis zu ihrer Nasenspitze.

Klack, klack, klack.

Waren da Schritte? „Ich schau lieber mal nach!“, flüsterte sie ihrem Teddy zu. Sie stand auf, schlüpfte in ihre Hausschuhe und schlich aus ihrem Zimmer.

Da, schon wieder ein Knacken! Und war da nicht ein Schatten? Drüben beim Bad? Ein Lichtstrahl schien aus dem Türspalt des Badezimmers. „Ich habe gestern Abend das Licht doch ausgemacht!“, überlegte sie. Die Angst kroch ihr den Rücken hinauf. Doch die Neugier siegte. Sie schaute sich um und öffnete vorsichtig die Badezimmertür. Erschrocken blieb sie stehen. Sie sah es sofort: Der goldene Ehering ihrer Mutter war von seinem Platz verschwunden!

Ein Windhauch ließ sie zittern. Langsam blies sich der Vorhang auf, wie ein Gespenst. Erschrocken lief Juna rückwärts aus dem Bad. Gruselig, einfach nur gruselig.

Sie wollte zu ihrer Mutter laufen. Schnell. Einen Stock tiefer, wo das Schlafzimmer der Eltern war. Doch, wie angewurzelt bleib sie stehen: Auf der Treppe waren dunkle Flecken. Blut? Auch wenn es ekelig und gruselig zugleich war, raffte sie sich zusammen und schlängelte sie sich vorbei die Treppe hinunter. Und wieder erschrak sie.

Lag da nicht eine Person? Blitze da nicht das große Fleischmesser? Stammte davon das Blut? War die Person tot? In der Dunkelheit des Wohnzimmers war das schwer zu erkennen. Soll sie nachsehen? Sich wirklich zu ihr hin trauen?

Aber hier, schon wieder, ein Schatten! Im Flur! Da knallte die Haustür zu. Keine Zeit nachzusehen. Schnell rannte Juna zur Haustür und riss sie auf. Sie sah noch eine schwarze Gestalt über den Kiesweg um die Hausecke huschen. Mit pochendem Herzen rannte sie hinterher. Doch sie konnte nicht mehr erkennen, welchen Weg die Gestalt eingeschlagen hat. Dennoch rannte sie weiter. Sie musste wen auch immer erwischen – War es ein Dieb? Ein Mörder? Oder beides? Unerwartet tauchte eine gruselige Fratze vor ihr auf – und dann nur Schreie!

Juna schreckte hoch, die nassgeschwitzte Bettdecke rutschte zu Boden, der Teddy wirbelte herum. Vor ihr stand – ihre Mutter, rieb sich das Knie, den Ehering an der Hand und jammerte. Sie hatte sich wohl am Bett gestoßen. Verdutzt rieb sich Juna die Augen. Sie schleifte sich ins Bad. „Am besten kaltes Wasser ins Gesicht, um wieder klar denken zu können“, sagte sie sich. Mit frisch gekämmten Haaren ging Juna die Treppe hinunter. Vom Blut war nichts zu sehen. „War wohl doch nur ein Traum“, wisperte sie erleichtert. Sie knipste das Licht in der Küche an, doch auf dem Tisch fand sie statt des Frühstücks das große Fleischmesser mit – Blut?

Achmad und der doppelte Neuanfang

Ich bin Achmad und 14 Jahre alt. Heute möchte ich dir eine Geschichte erzählen, die sich vor kurzem ereignete und viele Menschen sehr berührte.

Meine Heimat war Syrien, meine Familie und ich hatten ein schönes großes Haus mit Garten, dort habe ich mit meiner Schwester gespielt. Doch plötzlich war alles anders. Der Krieg kam und wir mussten fliehen. Ich habe dabei meine Eltern und meine Schwester verloren. Ich wusste noch nicht einmal, ob sie noch lebten. Hier in Deutschland wohnte ich zusammen mit zwei Jungen meines Alters in einem Zimmer, in einem Heim. Zum Glück gab es hier genug Essen und Trinken für alle, vor allen Dingen keine Bomben. Doch das half nicht gegen meine Traurigkeit und mein Heimweh. Alles war einfach nur ungewohnt und ich fühlte mich so einsam und allein. Außerdem schämte ich mich, gestern in der Stadt hatte ich auf dem Weg zu einer Behörde meine Jacke verloren, die ich vom meinem Vater als Geschenk bekommen hatte. Alle meine Papiere und Ausweise, die in der Jacke waren, waren weg! Das gab bestimmt Ärger, dachte ich mir. Ach, es half nicht, zu grübeln, ich musste weiterleben und zum Frühstück gehen.

Auf dem Weg zum Kantine ging ich meinen heutigen Tagesablauf durch, nach dem Essen und einer Runde Sport würde ich zu meinem Deutschkurs gehen. Dann zur Mittagspause um danach noch schnell im Fundbüro mit einem Betreuer nach meiner Jacke zu fragen. Doch dazu kam es nicht... Ich war gerade dabei, mein Marmeladenbrot zu essen, als der Direktor der Unterkunft mich bat, in sein Büro zu kommen. Plötzlich schlug mein Herz ganz schnell. In das Büro des Direktors gebeten zu werden, hieß meistens nichts Gutes. Dort erwarteten mich zwei Polizisten. Ich war verwundert, und wollte fragen, was das bedeutet, doch einer der beiden Polizisten lies mich mit einem Blick schweigen, deutete auf einen Stuhl und sagte: „Setz dich!“ Ich tat, was mir befohlen wurde. Danach fuhr er fort: „Na, was ist das?“ Er deutete auf eine durchsichtige Tüte, die auf dem Boden lag. Zuerst überkam mich Freude und ich wollte zu meiner Jacke stürzen, doch der Polizist hielt mich zurück. Ich schaute ihm fragend ins Gesicht, kalt antwortete er mir: „Da weiß unser kleiner Verbrecher ja anscheinend gar nicht was passiert ist.“ Darauf der andere: „Diese Jacke wurde gestern in einem Juweliergeschäft gefunden, das ausgeraubt wurde. Und stell dir vor, der Täter hatte sie laut Überwachungskameras an. Nach dem er die

Beute in einem Rucksack verpackt hatte, warf er sie weg, um bei der Flucht besser laufen zu können.“ Das verschlug mir die Sprache. Jemand hatte meine Jacke geklaut, nur um sie bei einem Diebstahl zu tragen. Als die Polizisten merkten, dass ich nichts erwiderte, sagte der eine: „Wir nehmen dich jetzt erst einmal mit auf die Wache, und verhören dich dort.“ Nach diesen Worten des Polizisten, fing ich fast an zu weinen. Jetzt wurde ich Unschuldiger verdächtigt, einen Juwelier ausgeraubt zu haben, nur, weil so ein gemeiner Gauner meine Jacke zur Tarnung angezogen hatte. Ich sah es schon kommen, mein neues Leben würde im Gefängnis enden.

Auf der Polizeiwache wurde ich gleich in eine Arrestzelle gesteckt. Laut den Polizisten, würden sie mich in einer halben Stunde zum Verhör mitnehmen. Mir kam es so vor, als ob ich einen halben Tag wartete. In dieser Zeit dachte ich an meine Familie, die dafür gekämpft hatte, dass ich hier überhaupt in Deutschland sein konnte. Sie hatten ihr Leben riskiert, um mich zu retten. Und jetzt endet es so? Was für ein Unmensch musste man sein, einen Überfall zu planen und dann auch noch einen Fremden in Verdacht zu bringen? Ich wusste nicht weiter, war verzweifelt, und spielte mit dem Gedanken, auszubrechen, aber den gab ich schnell auf. Ich hatte keine Zeit mehr, weiter über meine Zukunft nachzudenken, denn kurz darauf wurde ich in ein Büro geführt.

Am Anfang des Verhörs, wurde kontrolliert, was in den Papieren, die in meiner Jacke gefunden wurden, stand. Danach zeigten sie mir das Video der Überwachungskamera, und fragten mich, ob ich ein Alibi hätte. Ich erzählte den Beamten, dass ich zur Zeit des Überfalls, sie sagten es wäre gegen 15:30 Uhr passiert, in meinem Heim war. Daraufhin wollten sie wissen, ob jemand das bezeugen könne. Da hatte ich Pech. Denn um halb vier war ich nach der Registrierung in der Behörde allein in unserem Zimmer, um mich auszuruhen. Die anderen waren draußen wegen des schönen Wetters. Also antwortete ich: „Nein, es gibt keinen, der das bestätigen kann.“

Diese und viele weitere Fragen stellten sie mir. Am Ende schienen sie zufrieden und fassten zusammen: „Wir müssen dich jetzt leider in ein Untersuchungsgefängnis bringen, bis wir mit unseren Ermittlungen fertig sind. Danach wird eventuell ein Verfahren gegen dich eingeleitet oder du wirst freigesprochen.“ Ich verstand sehr wenig, denn Wörter wie Untersuchungsgefängnis oder Verfahren waren mir neu. Nachdem sie mich in eine Zelle gebracht hatten, grübelte ich noch lange weiter.

Ein Tag später, im Versteck des Franz Kniffig

„Was für ein erfolgreicher Coup“, dachte sich Franz Kniffig, als er seine Beute betrachtete. War es ihm doch tatsächlich gelungen, Juwelier Schumann auszurauben. Und er kam sicher auch noch ungeschoren davon. Diese Jacke hatte ihm wirklich viel gebracht. Einfach mal so im Vorbeigehen geschnappt und nun war sie seine perfekte Tarnung. In ein paar Tagen, so überlegte er sich, werde er sich mit der Beute nach Italien absetzen, und den Schmuck mit einem befreundeten Mafioso auf dem Schwarzmarkt verkaufen. Doch jetzt wollte er schauen, ob über seinen Überfall berichtet würde und schaltete den Fernseher an. Es liefen gerade die Nachrichten mit vielen Berichten über Flüchtlinge und ihre Not. Schreckliche Bilder von überfüllten Lagern wurden gezeigt. Es war eine komplett andere Welt. Es berührte sogar Franz Kniffig, den kalten Verbrecher. Er konnte sich ein Leben ohne zu Hause nicht vorstellen. Diese Menschen taten ihm wirklich leid. In den Fernsichtnachrichten wurde sein Coup jedoch nicht erwähnt. Also sah er in die lokale Zeitung. Und tatsächlich gleich auf der ersten Seite ein Bericht. Doch was er dort las, lies ihn erschrecken. Er traute seinen Augen kaum. Die Überschrift des Artikels lautete nämlich: „Junger Flüchtling überfällt Juwelier in der Innenstadt!“ Er las weiter und begriff. Er hatte ein junges fremdes Leben zerstört. Ganz willkürlich hatte er diese Jacke genommen, ohne groß auf den Besitzer zu achten. Das wollte er wirklich nicht. „Himmel, was habe ich getan!“, entfuhr es ihm. Nein, er konnte das doch nicht auf diesem Jungen sitzen lassen. Dieser Flüchtling war doch unschuldig und hatte sicher schon Schlimmes genug erlebt. Es musste etwas geschehen. Schnell zog er seine Schuhe an und rannte aus dem Haus.

Zur selben Zeit, im Untersuchungsgefängnis

Ich war total am Ende. Mehr als einen Tag war ich nun schon hier. Diese Kälte die von den Wänden aus ging. Dieses „Allein sein“. Über die Nacht war es besonders schlimm. Und die kam jetzt. Ich träumte mich in meine Heimat vor dem Krieg, wünschte, es hätte den Krieg nie gegeben. Dann würde ich vielleicht jetzt mit meiner Schwester im Garten spielen. Alles würde gut sein.

Kurze Zeit später

Franz Kniffig rannte und rannte. Wohin? Zum Polizeirevier ganz in seiner Nähe. Er wollte gutmachen, was er angerichtet hatte. Wenn dieser Flüchtling nicht freikäme,

würde ihn ein Leben lang der Gedanke verfolgen, dass er etwas Unverzeihliches getan hatte. Deshalb musste er die Wahrheit ans Licht bringen. Auch wenn es für ihn selbst bitter sein würde. Er schluckte und betrat tief durchatmend das Polizeirevier.

Franz Kniffig hatte nach seinem Herzen gehandelt. Er war kein Engel, hatte er doch schon viele Menschen betrogen und belogen. Doch diesmal hatte die Menschlichkeit in ihm gesiegt.

Inzwischen lebe ich bei einer Patenfamilie, gehe in die Schule und habe neue Freunde gefunden. Ich habe eine neue Heimat gefunden. Jeden Sonntag besuche ich Franz Kniffig im Gefängnis und in drei Monaten darf auch er sein neues Leben beginnen. Sein Mut ist auch mir immer Ansporn, wenn es mir mal schlecht geht.

Bruder Albricht

Geschichtliche Information: Im Jahre 1539, unter der Herrschaft von König Henri und seiner zweiten Gemahlin Anne Boleyn, wurde eine Großzahl von Klöster im Zuge der Reformation der Kirche aufgelöst. Die obdachlosen Mönche und Priester versuchten als Lehrer in wohlhabenden Haushalten oder Baronien unterzukommen. Die Klosterschätze wurden vom König beschlagnahmt. So auch im Kloster St. Thomas in Gloucestershire im Westen Englands. Unter den Schergen des Königs befand sich auch der zukünftige Vogt von Framlingham John Fram. Gefürchtet wegen seiner Gier und Rachsucht. Doch statt der Klosterkasse fand man hier nur leere Truhen. Selbst die goldenen Kerzenhalter waren verschwunden. Aufgrund des abgelegten Schweigegelübdes weigerten sich die Mönche Aussage abzulegen. Auch unter der Folter wurde nie eine goldene Münze gefunden. Es wurde vermutet, dass ein Priester entkommen war, welcher trotz größter Anstrengungen unauffindbar blieb.

1549, im östlichen Teil von England

Die große Halle der Burg Framlingham füllte sich langsam mit Besuchern, von denen sich die meisten unwohl umblickten, da für sie alle dieses Gemäuer ein Ort des Schreckens war. Im erhöhten Bereich der Halle saß auf seinem thronartigen Stuhl der allseits gefürchtete und verabscheute Vogt der Baronie. Dieser blickte durch seine blutunterlaufenen Augen auf die Menge, die sich auf ihre Plätze zuschob. Seinen alten Pelzmantel mit Hermelinbesatz, welcher vergebens seinen fetten Bauch zu verbergen suchte, hatte schon bessere Jahre erlebt. Seine fettigen, strähnigen Haaren bedeckten den meisten Teil seines Hauptes.

Als seine Untergebenen auf ihren Plätzen saßen, rief der Vogt mit verbrauchter Stimme: „Bringt den Jungen herein“, und winkte mit seine protzig beringten Hand. Einer seiner Diener öffnete die schweren Eichentürflügel. Ein, von zwei Wachen begleiteter Junge mit braunen Haaren und ärmlicher Kleidung, erschien. Als er zwanzig Fuß von seinem Herrn entfernt stand, hielten die Wachen ihn fest, damit er nicht türmen konnte. Mit vor Furcht weit aufgerissenen Augen starrte der Junge den Vogt sekundenlang an, bis er seinen Ekel etwas überwunden hatte. „Willkommen zu deiner Gerichtsverhandlung. Dir wird vorgeworfen unseren geliebten Schulmeister

Albricht ermordet zu haben. Er wurde gestern Abend vergiftet in seinem Zimmer gefunden.“ leierte der Rechtsprechende mit genervter Stimme herunter. „Der Grund ist offensichtlich. Ein mir ergebener Diener hat berichtet, dass du von Albricht wegen deiner Herkunft gedemütigt, geprügelt und öffentlich bloßgestellt wurdest“. Mit zunehmend schneidender Stimme fuhr er fort: „Ich habe dich von der Straße aufgelesen, in mein Kinderhaus aufgenommen, dir von meinem Essen und von meiner Kleidung gegeben. Zum Dank dafür bringst du meinen Schulleiter um? Vor einigen Tagen hast du gesagt er würde dafür büßen“. Der Junge sank auf die Knie und begann schluchzend seine Unschuld zu beteuern. „Lüg mich nicht an“ schrie der Vogt. „Ich kann seine elende Visage nicht mehr sehen. Bringt den nächsten herein“. Nach kurzer Zeit schleppten die Wachen ein junges Mädchen herein und hielten es an derselben Stelle fest. Die Küchenhilfe trug ein einfaches zerschlissenes Leinenhemd. Die mausgrauen stumpfen Haare hingen ihr unter der Haube heraus. Mit gespielter Sanftheit begann ihr Dienstherr die 12- Jährige zu vernehmen. „Beth, du wirst wegen Mordes an Albricht, dem Schulleiter festgenommen. Der Grund ist offensichtlich. Ein mir ergebener Diener hat berichtet, dass du von Albricht belästigt wurdest. Er stellte dir sehr oft nach“. Noch ruhig fügte er hinzu: „Vor dem Mord hast du geäußert, dass du ihn dafür töten würdest.“ » Die Stimme ihres Herrn wurde lauter und drohender. „Gestern warst du zur Tatzeit in seinem Haus. Du hast ihm das Gift in sein Essen gemischt“. Verständnissvoll säuselte er weiter: „War es nicht so?“ „Nein“ schluchzte die Magd und mit hängenden Kopf und bebenden Schultern gestand sie: „Ich war mit Jakob zusammen in der Küche. In den hinteren Alkoven“. „Ist das wahr? Und ich warne dich, lüg mich nicht an.“ Schreit der Vogt ungehalten. „Ja, ich schwöre es bei unserem geliebten König, aber ich habe von einem Streit zwischen Albricht und seiner Frau mitbekommen. Diese sagte, dass sie ihn für seine Untreue vergiften würde“. „Raus!“ schrie der vor Zorn erregte Mann.

Es wurde nach Minna, der Witwe des Lehrmeisters geschickt. Nach einer kurzen Pause wurde die Verdächtige befragt: „Minna, du hast deinen Mann Albricht umgebracht! Ein mir ergebener Diener hat berichtet, dass du im Garten Fingerhut gesammelt hast. Und wir alle wissen, dass Fingerhut ein Gift ist, welches man in den Wein oder das Essen mischen kann. Außerdem hat man dich gehört, wie du deinem Mann mit dem Tode gedroht hast, wegen seiner Untreue. War es so?“ Kreidebleich und mit bebender Stimme antwortete die Vorgeführte: „So etwas würde ich nie tun.“

Was bin ich denn ohne meinen geliebten Mann? Ich bin so froh, dass er mich nach meiner ersten Witwenschaft geheiratet hat. So ein gelehrter Mann, nimmt mich zur Frau!“ Mit leiser aber fester Stimme sprach sie weiter: „Aber, ich weiß, dass mein Mann den Müller dabei gesehen hat, wie er die Gewichte erleichtert hat. Die Drohung des Müllers war eindeutig Mylord“. „Und was hat es mit dem Fingerhut auf sich?“, fragte der Vogt, der geneigt war ihr zu glauben. „Der war doch nur für Beth“ brach es nach kurzem Zögern es aus ihr heraus und mit fast hysterischer Stimme kreischte sie: „Dieses Luder bekommt ein Balg von Jakob, sie, ein Nichts, ihr ist vergönnt, was mir verwehrt blieb. Ich hasse sie dafür“. „Schafft sie weg und holt den Müller“, blaffte der Richter. Den, wenn auch nur für eine Sekunde, eine Spur von Mitleid überfiel.

Als der Müllermeister vor ihm auf die Knie sank, wiederholte der Vogt seine Anschuldigung: „Müller, du hast Albricht den Schulleiter umgebracht. Der Grund ist offensichtlich. Ein mir ergebener Diener berichtete, dass du beim Fälschen von Gewichten von unserem allseits geliebten Schulmeister erwischt wurdest. Darauf allein steht die Strafe des Handverlustes. Doch als Albricht dich damit erpresste, hast du ihm mit dem Tode gedroht. Du hast ihm den getrockneten Fingerhut ins Getreide gemischt, welches er von dir wöchentlich erpresst hat.“

Unaufgefordert winselte der Angeklagt: „Das, das hätte ich doch nie getan! Trotz oder gerade wegen der Erpressung hatte ich den Ruf des besten Müllermeisters im Umkreis. Denn, wenn der Schulmeister jede Woche sein Mehl bei mir malen lässt, dann muss es ja gut sein. Warum sollte ich Ihn also umbringen? Aber ich würde mal Jakob fragen, denn ich habe ihn gestern am Haus von Albricht herumschleichen sehen“, rechtfertigte sich der Müller. „Das klingt schlüssig, doch ist es nicht vielleicht so: - du hast den Jungen angeschwärzt, weil du dir eine bessere Partie für deine Tochter gewünscht hast?“ sprach der Vogt. „Weiß deine Tochter, dass du ihren Geliebten und deinen zukünftigen Schwiegersohn an den Galgen bringen willst?“ „Bitte Mylord, ich gebe zu, dass ich es geplant habe, doch ich war es nicht. Bitte sagt ihr nichts“, flehte der verzweifelte Vater. „Schafft den winselnden Weichling runter, ich kann ihn nicht mehr ertragen“, befahl der Vogt mit zufrieden klingender Stimme. „Wir haben nun alle Zeugen vernommen. Ich werde über mein Urteil nachdenken. Derweil ziehe ich mich zurück“. Er erhob sich schwerfällig, wandte dem Publikum den Rücken zu und verließ den Raum. Niemand konnte das hämische Grinsen sehen, welche sein Gesicht zu einer diabolisch grinsenden Maske verzerrte. „Ha, das lief ja

besser als ich je vermutet hätte. Es war sehr schlau von mir den lüsternen Albricht auf Beth aufmerksam zu machen. Ich hätte allerdings nie vermutet, dass nicht nur das eifersüchtige Kräuterweib Minna ihren Ehemann vergiften wird, wenn sie vom Fehltritt ihres Gatten erfährt. Auch der Junge und der Müller hatten einen Grund den guten Albricht umzubringen. Wie auch immer. Nun kann ich das Kräuterweib heiraten und mir steht ihr ganzen Besitz zu. Alles, was Albricht besaß. Nach ein oder zwei Monaten lasse ich sie verschwinden. In ihrem verwirrten Zustand wundert es niemanden, wenn sie sich erhängt. Dem Müller lasse ich wegen des Betruges die Hand abhacken. Jakob wird seinen Gesellen. So zahle ich auch nichts mehr für Jakob. Er heiratet Beth und zieht zum Müller.in seinen Haushalt.“

„Dass es so leicht sein würde“. Damit schloss er den Dokumentenstapel. Obenauf lag der Brief seines alten Weggefährten. *„Lieber John, nach all den Jahren nun eine überraschende Wendung in unserer Angelegenheit. Nach zehnjähriger Gefangenschaft starb nun der letzte Mönch des Klosters St. Thomas. Im Angesicht des Todes brach er sein Gelübde. Der mit dem Kirchenschatz entkommene Priester aus dem Kloster St. Thomas trug den Namen Bruder Albricht.“*

Iman Sibai

Ich – und niemand anders

*„Die am Abend des 16. Februar verschwundene Frau aus Seedorf im Rhein-Main-Kreis gibt der Polizei noch immer Rätsel auf. Der Ehemann, der seine 37 Jahre alte Frau als vermisst gemeldet und sich dabei in Widersprüche verwickelt hatte, wird verdächtigt, sie umgebracht zu haben. Von der Leiche der Frau fehlt aber jede Spur. Ihr Mann wurde wieder aus der U-Haft entlassen...“ **

„Am Abend sah ich die Frau die Straße entlang gehen. Es war sehr dunkel, aber ich meine, sie kam gerade vom Supermarkt um die Ecke. Mit ihren Einkäufen verschwand sie in ihrem Haus. Wenig später ging ihr Mann hastig aus dem Haus, in seiner Hand hielt er ein Päckchen. Er fuhr mit seinem Auto fort. Als er wiederkam, erschien das Haus lange ruhig, doch es waren keine zwei Stunden vergangen, da stand auch schon die Polizei vor der Tür...“

Dies ist die Zeugenaussage der alten Dame aus dem Haus gegenüber.

Doch ich habe das ganz anders gesehen. Ich weiß genau, was passiert ist.

„Das Mittel will ich morgen auf meinem Tisch haben!“, dröhnte es aus dem Sender in seinem Ohr. Nur er konnte es hören. „Es ist dringend!“

„Ich bringe es gleich morgen früh zur Post!“, flüsterte der Mann.

„Nein!“, rief die ungeduldige Stimme. „Heute noch!“

„A-aber wie soll ich es überbringen?“

„Schicken Sie es mit dem Nachtdienst-Express!“ Ein Klicken zeigte, dass das Gespräch beendet war.

Der Mann wohnte mit seiner Frau in einem gewöhnlichen Vorstadthaus. Tief unter der Erde hatte er ein Labor, aber er arbeitete nur im Geheimen - jede Nacht. Selbst seine Frau, die er schrecklich nervig fand, wusste nichts davon. Nie konnte er in Ruhe arbeiten, wenn sie da war. Sein Labor befand sich hinter einer geheimen Tür in der Speisekammer im Keller. Er forschte und erfand. Ein Mittel hatte er schon erfunden. Eines, womit man ungeliebte Menschen beiseiteschaffen konnte. Ohne Blut, ohne Tatwaffe, spurlos. Fast. Ein Tropfen genügte. Siebenundvierzig Aufträge waren schon erledigt.

Wie sollte er seiner Frau erklären, wo er jetzt noch hinwollte? Würde er doch nur rauchen, dann könnte er Zigaretten holen gehen! Er lauschte. Er bemerkte, dass es unheimlich still im Haus war. Wo war seine Frau? Er ging in die Küche. Auf dem Tisch lag ein Zettel: „Bin einkaufen.“ „Einkaufen? Da quatscht sie doch immer noch so viel...“

Er überlegte nicht lange und hastete in den Keller, stolperte auf der Treppe und stieß sich den Kopf. Im Labor kramte er nach einem Fläschchen, das er mit dem Mittel befüllte. Er suchte nach einem Umschlag. „Mist!“, murmelte er und humpelte wieder nach oben, um einen Umschlag aus der Küche zu holen. Plötzlich, gerade als er in der Küche das Fläschchen verpacken wollte, vibrierte sein Sender. Es war der Boss: „Schick zwei! Haste gehört?! Zwei!!!“

„Okay, noch eine...“, stammelte der Mann und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er stolperte die Treppe hinunter zurück ins Labor. Mehrere Stufen nahm er gleichzeitig. Ihm war schon ganz schwindelig. Mit zittrigen Händen befüllte er ein zweites Fläschchen, etwas tropfte daneben, sogar auf seine Hose. Eilig sprühte er Neutralisierungsspray darauf und versuchte panisch, es mit einem Lappen trocken zu rubbeln. Sorgfältig verschloss er das Fläschchen und hetzte nach oben. Beinahe vergaß er, die Kellerwand zum Labor zu schließen. Er warf noch einen prüfenden Blick in die Speisekammer. Alles wie vorher.

An der Küchentür blieb er wie erstarrt stehen: Das Fläschchen, das er vorhin verpacken wollte, lag auf dem Boden. Offen. Etwas Flüssigkeit war ausgelaufen. „Ich habe es doch auf den Tisch gelegt! Ist es mir runtergefallen?“ Erst in diesem Moment nahm er die Einkaufstasche daneben wahr. Eine Tüte Kaffeebohnen und eine Lauchstange ragten heraus. Äpfel kullerten umher. Verzweifelt fiel er auf die Knie. „Himmel, was habe ich getan?!“ wimmerte er und suchte mit seinen Händen und weit aufgerissenen Augen vorsichtig die kalten Fliesen ab. Da fand er, was er suchte. Er hob etwas Winziges, nicht größer als eine Ameise, auf. Er tat es sanft in ein Glas und eilte in den Keller. „Überall muss sie ihre Nase reinstecken!“, fluchte er. „Nie kann man sie alleine lassen! Nichts ist vor ihr sicher! Ein Monat Arbeit!“ Im Labor durchwühlte er fieberhaft die Schubladen bis er einen Behälter in seinen Händen hielt. Er pustete den Staub weg. Das Gegenmittel! Schnurstracks wollte er zurück nach oben rasen, als er plötzlich inne hielt. Er zögerte, dachte angestrengt nach und – legte den Behälter mit dem Gegenmittel in die Schublade zurück.

Langsam ging er nach oben. Schummriges Licht füllte die Küche. Sein Blick wanderte auf das Glas mit dem winzigen Fussel. Ohne lange nachzudenken zog er die Tüte mit den Kaffeebohnen aus der Einkaufstasche, öffnete die Tüte behutsam und ließ den Fussel mithilfe einer Pinzette zu den Bohnen gleiten. „Schwiegermama *lieeebt* frisch gemahlene Kaffee.“, kicherte er böse, während er die Kaffeetüte zuklebte. Liebevoll schrieb er auf eine Karte:

„Es war schön bei Dir letztes Wochenende. Du machst die tollsten Kuchen! Herzliche Grüße und bis bald“

Zusammen mit dem Kaffee wickelte er die Karte in ein Päckchen, räumte die Einkäufe weg, nahm den Umschlag mit den Glasfläschchen und fuhr mit seinem Auto zur Post.

Wieder zuhause angekommen lief er durch alle Räume, befragte die Nachbarn und rief schließlich die Polizei an: „Meine Frau ist verschwunden! Ich bin gerade von der Post gekommen, um ein Paket an meine Schwiegermutter zu versenden und jetzt finde ich meine Frau nicht mehr. Ich mache mir schreckliche Sorgen, es ist nicht ihre Art, mir nicht Bescheid zu geben. Bitte helfen Sie mir!“

Die Polizei durchsuchte das Haus, den Garten, die Garage, sie erkundigte sich bei den Nachbarn und dem Supermarkt. Da der Mann die Beule an seinem Kopf nicht erklären konnte – erst war es ein Sturz auf der Treppe, dann die Kühlschranktür – nahm die Polizei ihn mit.

Am darauffolgenden Abend brachte ihn ein Polizeiauto nach Hause. „Hättest du dem das zugetraut?“, fragte der eine Polizist seinen Kollegen, während beide den Mann dabei beobachteten, wie er umständlich nach dem Hausschlüssel suchte. „Nee.“, antwortete der andere. „Bestimmt ist sie abgehauen. Hätte ich an ihrer Stelle auch getan.“

„Komm, lass uns einen Kaffee trinken.“ Sie lachten und fuhren weg.

Alarmanlagen, Polizeisirenen, aufgeregte Stimmen, all das stört meine nächtliche Ruhe. Wenn es dunkel wird, werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ich war dabei. Ich habe alles gesehen. Jedes winzige Detail. Doch mich fragt keiner.

Sie brauchen mich, warten auf mich, sehnsüchtig. Dann tun sie die Dinge.

Schreckliche Dinge. Ich kann alles sehen. Hilflos zusehen. Manchmal wünsche ich

mir, nicht Ich zu sein. Ich bin die Nacht. Dunkel, still und verschwiegen. Der einzige Zeuge. Der wichtigste Komplize. Ich - und niemand anders.

* *Quelle: Frankfurter Rundschau, Unaufgeklärte Verbrechen 2014, 28. Dezember 2014 – Ortsnamen geändert*

Die Mauer

Erleichtert lasse ich mich auf das weiß bezogene Bett fallen. Hinter mir liegen sechs Stunden stickige, Nerven zerreiende und sehr, sehr laute Busfahrt. Besser gesagt: Unsere Lehrer hatten den wahnsinnig genialen Einfall mit unserer Chaotenklasse für zwei Wochen an die Grenze von Schottland, in ein kleines Hostel zu fahren. Von London aus. Und ich habe das Pech in einer Klasse voller Vollidioten und Tussen gelandet zu sein. Die Gegend ist eigentlich sehr schön aber ohne Freunde und mit sehr strengen Lehren wird das alles zu einer Horrorfahrt. Ein Trost: Wir durften unsere Smartphones mitnehmen. Das liegt an der heiteren Lage von „Schottland“. So nennen wir das Land, das noch kein Mensch, außer die Politiker und ein paar Wissenschaftler, gesehen hat. Angeblich soll da mal irgendein Brand ausgelöst worden sein, der das ganze Land und alle Menschen dort vernichtet haben soll. Aber ich kann das nicht so richtig glauben. Ich meine: Kein Brand, selbst ein noch so großer, könnte ein ganzes Land in Flammen stecken. Aber so steht es in unseren Büchern und meine Mutter glaubt es auch. Einmal habe ich ihr meine Meinung dazu gesagt und ihr erklärt, dass das alles etwas ganz anderes gewesen sein muss, aber da hat sie mir gesagt, dass meine Theorie totaler Schwachsinn sei und die Lehrer schon wissen, was sie uns da erzählen. Ich habe sie noch nie so ausrasten sehen und habe seitdem auch den Mund gehalten. Ich vermute mal, dass das alles vielleicht mit meinem Vater zu tun hat, weil meine Mutter sonst nie ausrastet. Mein Vater ist nämlich vor langer Zeit gestorben. Angeblich durch einen Autounfall, aber das konnte ich noch nie richtig glauben. Erstens: Ich kann sofort sehen, wenn jemand lügt, und bei meiner Mutter und der Polizei habe ich es ganz deutlich gesehen, und Zweitens: Mein Vater hatte schon immer Zweifel an der großen Mauer, die man an der Grenze von Schottland errichtet hat. Bisher weit keiner von uns wirklich, wie sie aussieht, aber das werden wir morgen sehen wenn wir dorthin wandern. Tessa wendet sich ihren Koffern zu, um sie auszuräumen, aber ich habe meinen einfach stehen lassen. Der kann noch bis morgen früh warten. Auf einmal schwingt die Tür auf und unsere Klassenlehrerin Miss Swan kommt mit einem strengen und prüfenden Blick herein. Dann fängt sie an die Fakten für heute und morgen runter zu rattern: „ Ich will morgen alle Ecken eures Zimmer aufgeräumt und eure Klamotten in den

Schränken hängen sehen, ist das klar? Morgen ist um 8 Uhr Frühstück und dann wandern wir zur Mauer. Zettel und Stift nehmt ihr mit, da ihr noch was zeichnen sollt. Ab jetzt: Nachtruhe. Gute Nacht.“ Damit dreht sie sich auf ihren Absätzen um, verschwindet im Flur und knallt die Tür hinter sich zu. Ich stöhne auf, stelle mich hin und ziehe die Bettdecke ab. Dann schlüpfte ich mitsamt meinen Klamotten unter die Decke, ziehe sie mir bis unters Kinn hoch, drehe mich zur Seite und schlafe augenblicklich ein, viel zu müde um mich noch zu duschen und Schlafsachen anzuziehen.

Ich werde von einer ohrenbetäubenden Rock-naja-musik geweckt. Stöhnend mache ich die Augen auf und setzte mich auf. Doch in meinem Zimmer ist niemand, außer Tessa und mir, obwohl es sich so angehört hat als ob die Musik aus diesem Raum und direkt neben meinem Ohr kommt. Eigentlich würde ich jetzt überall herumrennen und die Quelle der Musik suchen, wenn ich nicht in *dieser* Klasse wäre, aber da ich in *dieser* Klasse bin, ist es für mich ganz offensichtlich: Peter hat wahrscheinlich eine Musikbox mitgenommen und baut gerade damit irgendeine bzw. diese Scheiße. Deshalb habe ich auch keine Lust mich raus auf den Flur und damit ins Verderben zu schleppen. Also schlurfe ich erst mal ins Bad, aus dem gerade Tessa, mit frisch geschminktem Gesicht kommt. Unter der Dusche wache ich dann endlich auf. Dann ziehe ich mir frische Klamotten an, ein weißes T-Shirt und eine alte Jeans mit einem Loch. Die Mädchen aus meiner Klasse finden das schrecklich unmodern, aber ich fühl mich wohl, und deshalb ist mir ihr Kommentar auch so ziemlich egal. Als ich dann aus unserem Zimmer komme, haut mich der ätzende Deo-Geruch im Flur fast um. Ich kneife die Augen leicht zusammen, um besser sehen zu können, und bahne mir langsam einen Weg durch den dichten Nebel, bis ich an jemanden stoße. Peter. Das war ja klar. Und meine Vermutung bestätigt sich: Er hält mit einer Hand eine Musikbox in die Höhe und mit der anderen einen Deo Spray. „Na, hast du gut geschlafen, Runy-Baby?“, brüllt er mir direkt ins Ohr, obwohl er genau weiß, dass ich ihn gut hören kann. Ich verdrehe nur die Augen und bahne mir einen Weg durch die ganzen Jungs. Irgendwo muss es hier doch eine Tür geben. Das weiß ich genau. Endlich finde ich sie und gehe die Treppe hinauf in den Speisesaal. Dort wartet schon Miss Swan. Ich erwarte ihren kalten Blick, aber sie sieht mich erwartungsvoll an, so, als ob ich mich für etwas entschuldigen müsste. Dann wird mir bewusst, dass sie vielleicht von mir eine Erklärung für das Fehlen der anderen erwartet. Also gehe

ich auf sie zu und sage: „Die anderen sind noch unten im Schlafflur. Aber wenn Sie da runter gehen, sollen Sie wissen, dass es da sehr laut und stickig ist.“ Sie zieht eine Augenbraue hoch, marschiert dann aber die Treppe runter. Ich hole mir ein Brötchen, einen Teller und etwas Marmelade, setze mich an den äußersten Tisch und fange an zu essen. Nach einer Weile kommen auch die anderen mit einem Grinsen im Gesicht in die Mensa und fangen an, sich auf Tische zu verteilen und zu essen. Ich bin als eine der Ersten fertig und packe schon mal meinen Essensbeutel. Als alle fertig sind, versammeln wir uns vor Miss Swan. „Wir gehen jetzt gemeinsam zur Mauer, die wir besichtigen sollen. Die Regeln sind folgende: Niemand verlässt die Gruppe oder macht irgendeinen Mist.“ Dabei guckt sie genau Peter an, „Und niemand, *niemand* geht hinter die Mauer. Ist das klar?“ Alle nicken. „Gut. Dann könnt ihr jetzt euren Block, einen Stift, eine Jacke und euer Handy einpacken und dann treffen wir uns vor dem Hostel. Keiner geht vor mir oder Mr. Ready - sie deutet auf den Co-Lehrer-und euer Mittagessen nicht vergessen!“ Als sie fertig ist, rennen alle los-und dann geht es nach draußen. Bald sind wir in einem Waldstück angekommen. Miss Swan redet die ganze Zeit irgendwas, aber ich höre gar nicht mehr zu. Meine Aufmerksamkeit zieht etwas ganz anderes auf sich. Denn am anderen Ende des Waldes, zwischen unzähligen von Bäumen versteckt, steht ein alter Bungalow. Irgendwie zieht es mich da magisch hin. Ich muss unbedingt wissen, was da drin ist. Und ich habe das Gefühl dass da was drin sein muss. Ich melde mich und sage: „Ich muss mal. Kann ich in den Wald gehen?“ Miss Swan verdreht zwar die Augen, aber nickt dann. Sofort renne ich in den Wald hinein, auf das Haus zu. Dort angekommen drehe ich mich um, um zu sehen, ob mir jemand gefolgt ist. Nein. Vorsichtig klopfe ich an der Tür. Aber nichts. Kein Laut, nicht einmal ein leises Scharen von Füßen. Muss wohl verlassen sein. Dann mache ich die Tür auf und gehe vorsichtig hinein. Irgendwie enttäuscht es mich ein wenig, als ich sehe, dass alles genau so aufgebaut und möbliert ist, wie ein normales Haus. Da stehen eine Couch, ein kleiner Tisch und ein Bücherregal. Es gibt eine kleine Treppe in das zweite Geschoss und als ich mich im unteren Geschoss umgucke, ist da eine kleine Küche. Nichts Spektakuläres. Also gehe ich die Treppe nach oben, die in einem kurzen Flur mündet. Wenn jemand kommt, kann ich ja sagen, dass ich aufs Klo muss. Links und rechts gibt es jeweils zwei Türen. Ich gehe zur ersten Tür auf der linken Seite und öffne sie langsam. Mir ist nicht einmal in den Sinn gekommen, dass ich vielleicht anklopfen sollte, aber als

ich mitten im Zimmer stehe, ist da niemand. Es sieht aus wie ein normales Arbeitszimmer. Mit einem alten Holzschreibtisch, einer Lampe und ein paar kleinen Regalen, die aber komischerweise ganz leergeräumt sind. Auf dem Schreibtisch steht oder liegt nichts außer einem kleinen, runden, platten Ding. Als ich dem Tisch näher komme, leuchtet dieses Ding plötzlich blau auf und es erscheint ein Mann über dem Etwas. Aber durch den Mann kann man hindurchsehen und er ist ganz aus flackerndem Blau. Mir stockt der Atem bei seinem Anblick. Aber nicht weil es völlig surreal scheint und es so etwas nur in Büchern oder Filmen geben sollte, sondern weil ich diesen Mann kenne. Ich habe ihn zwar nur noch leicht in Erinnerung, aber ich bin mir ganz sicher: Dieser Mann muss mein Vater sein. Plötzlich fängt die Aufnahme von meinem Vater an mit mir zu sprechen: „Wenn du dies siehst Rune, dann hör mir bitte gut zu. Ich weiß, es ist schwer zu glauben, aber ich bin dein Vater. Ich bin Wissenschaftler und ich bin hinter der Mauer zu Hause. Ich lebe dort und stelle Forschungen zu einer Seuche an, die sich hinter der Mauer sehr schnell verbreitet hat. Aber keine Sorge: Mir geht es gut und die Seuche halten wir auch in Schach. Aber wir versuchen trotzdem ein Gegenmittel zu finden, denn die Krankheit breitet sich im Herz aus und lässt dich von innen verrotten. Eigentlich bemerkst du die Symptome gar nicht, aber wenn du mit einem anderen Menschen in Berührung kommst, dann hast du die Krankheit auch. Wir führen Experimente mit verschiedenen Menschen durch, leider gegen meinen Willen aber es muss ja eine Heilung geben. Ich führe dieses Gespräch mit dir jetzt illegal, da wir keinen Kontakt zur Außenwelt haben dürfen, aber ich muss es tun, denn ich habe in dir etwas Unglaubliches entdeckt. Etwas, was nicht viele besitzen. Unsere Organisation ist hinter solchen besonderen Leuten her. Und gerade sie werden, manchmal sogar auf brutale und todsichere Weise, untersucht. Es handelt sich dabei um -“ Er bricht ab und dreht sich panisch um. Zwei schwarze Männer stehen hinter ihm und halten riesige Gewehre an seinen Kopf. Als sie etwas sehen, was wahrscheinlich irgendeine Kamera oder wieder etwa total Surreales ist, werfen sie meinen Vater um, einer stellt ihm seinen Fuß auf die Brust und drückt ab. Eine kleine, silberne Kugel schießt aus dem Gewehr und trifft die Brust meines Vaters. Aber die Kugel bleibt an seiner Brust kleben. Plötzlich windet sich Dad, als ob er unter einem heftigen Stromschlag steht. Dann ist es zu Ende. Ich starre immer noch auf die Stelle, wo gerade eben noch mein Vater gequält worden ist und versuche, die gewonnenen Informationen zu verarbeiten und

zu ordnen. Aus den Augenwinkeln sehe ich plötzlich ein Glitzern. Dann prallt mir etwas auf den Rücken und ein mörderischer Schmerz durchschießt mich. Ich falle hin und mein Körper fängt wie wild an zu zucken. Ich will aufstehen, kann aber nicht. Ich will schreien, kann aber nicht. Ich merke noch, wie ich hochgehoben werde. Dann wird alles schwarz.

Niklas Mühlhausen

Eine tödliche Verschwörung

Ein dunkler Schatten fiel um die Ecke. Obwohl ich genau wusste, dass er mich suchen würde, zuckte ich erschrocken zusammen. Reflexartig rollte ich mich unter den Versorgungskarren, der für den baldigen Feldzug schon beladen war. Doch eben dieser durfte niemals stattfinden oder es würde ein Massaker unter unseren römischen Soldaten, meinen Freunden, geben. Der Staub, der sich unter dem Karren angesammelt hatte, kitzelte in meiner Nase. Die Tränen schossen mir in die Augen, als ich versuchte den Niesreiz zu unterdrücken. *Nein! Nicht jetzt! Bitte nicht!* Das Kitzeln wurde unerträglich, meine Augen weiteten sich und- der Schreck bewahrte mich vor dem Niesanfall, als sich grobe, verdreckte Lederschuhe durch den Türrahmen in mein Sichtfeld schoben. Blitzartig kehrten meine Gedanken zu dem grobschlächtigen, bärtigen Barbaren zurück, zu dem die Schuhe gehörten. Mit achtsam suchendem Blick schaute sich der Germane in der Lagerhalle um. An den Wänden lagerten Kisten mit Waffen und Nahrung. Das einzige Fenster war zu klein, als dass ich durch es hätte fliehen können. Der Germane erkannte es ebenfalls. Ich schien nicht die erste Person zu sein, die er in die Enge trieb. Sein Blick strahlte eine tödliche Ruhe aus, die es mir kalt über den Rücken laufen ließ. Hastig wanderten meine Augen auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit im Raum umher. Doch es sah nicht gut aus. Der einzige Fluchtweg war der Eingang, der von meinem Verfolger versperrt wurde. Mir wurde heiß und kalt als ich in seiner Hand die blutverschmierte Axt sah. Ich wusste genau, wessen Blut das war. Rufus; ich wollte nicht an ihn denken. Es fiel mir auf einmal schwer zu atmen. Unsere Eltern waren befreundet gewesen und so kannte ich ihn von klein auf. Wir spielten immer zusammen und tobten umher. Später meldeten wir uns gemeinsam beim Militär. Als wir nach der Grundausbildung nach Germanien verlegt wurden, um dort in Varus Streitmacht eingegliedert zu werden, nahm das Unheil seinen Lauf. Dort trafen wir einen germanischen Stammesfürstensohn, der aber in Rom als Adliger aufgewachsen war, Arminius. Schnell wurden wir gute Freunde und verbrachten so manches Abendessen bei ihm, da er durch seine hohe Stellung natürlich das Privileg auf besseres Essen hatte. Heute, am Abend vor unserem Aufbruch nach Germanien, wollten wir noch ein letztes Mal bei Arminius essen. Wir hatten uns extra eine

Amphore Wein besorgt und wollten ihn überraschen. Doch als wir eintrafen, hörten wir, wie sich im Inneren bereits Leute unterhielten. Das Merkwürdige war aber, dass kein Licht durch den Türspalt drang. Rufus und ich sahen uns an.

„Was hat das zu bedeuten?“, flüsterte ich ihm zu.

„Ich weiß nicht, aber Arminius ist ein angesehener Befehlshaber. Das wird schon seine Gründe haben. Außerdem will ich nicht in irgendeine geheime Sitzung reinplatzen“, erwiderte Rufus mir.

„Aber wenn es keine geheime Sitzung sondern ein Attentäter oder Dieb ist? Arminius könnte unsere Hilfe brauchen.“

Dann müssen wir aber vorsichtig sein. Lass uns erst einmal kurz lauschen, ob wir anhand des Gesagten schon feststellen können, was los ist.“

Nach einigen Minuten mit dem Ohr an der Tür hatten wir noch immer nichts genaueres herausgefunden und so entschlossen wir uns, einen Blick hinein zu wagen. Wir waren uns sicher, dass sie nicht im Esszimmer, welches direkt hinter der Eingangstür lag, sein konnten, weil von außen ja kein Licht zu sehen war. Also öffneten wir langsam die zum Glück gut geölte Tür und spähten in den Raum. Wie erwartet war nichts besonderes zu sehen. In der Mitte des Raumes stand der große Esstisch mit den Liegen drum herum. Alles war wie immer. Doch plötzlich fiel mir ein blasser Lichtschimmer auf, der aus Arminius kleinem Arbeitszimmer zu kommen schien. Aber das Licht war für eine normale Öllampe viel zu schwach. Es schien eher von einer Kerze zu kommen. Doch warum sollte Arminius das Licht abdunkeln wollen, sodass man denkt, er wäre nicht da? Irgendetwas Unheimliches ging hier vor. Ich stieß Rufus an und nickte in Richtung des Lichts. Er verstand sofort und wir schlichen auf die Tür zum Arbeitszimmer zu. Die Stimmen wurden lauter. Direkt vor der Tür blieben wir erneut stehen und lauschten. Mein Entsetzen wuchs und wuchs, je länger ich dem Gesprochenen zuhörte. *Das kann doch nicht sein!* Das Herz schlug mir bis zum Hals! Es war einfach ungeheuerlich! *Wie kann Arminius so etwas nur tun?! Ist er nicht in Rom groß geworden und wurde wie ein Adliger behandelt? Es ging ihm besser als mir! Wie kann er trotzdem zu seinem Stamm, den Cheruskern, die er gar nicht kennt, halten und planen Rom zu verraten und unter vielen seiner römischen Freunde ein Blutbad anzurichten?* Wir hörten, wie Arminius sich mit zwei uns unbekanntem Stimmen darüber unterhielt, wie er Varus und seine Legionen auf dem Rückweg aus Germanien in unwegsames Gelände locken und aus dem

Hinterhalt angreifen will. Das mussten wir sofort melden! Aber wem? Niemand würde uns glauben schenken. Arminius war viel zu beliebt und angesehen in der Legion. Doch darüber sollten wir uns später Gedanken machen. Erst einmal müssen wir von hier verschwinden. Schnell blickte ich Rufus an und sah, dass ihm das Entsetzen ebenfalls ins Gesicht geschrieben stand. Rückwärts zogen wir uns vorsichtig, darauf bedacht kein Geräusch zu machen, in Richtung Ausgangstür zurück. Auf halbem Weg verstummten aber plötzlich die Stimmen im Nebenraum. *Ihr Gespräch muss zu Ende sein!* Geschockt stellte ich fest, dass wir noch mehrere Meter vom Ausgang entfernt waren. Mir wurde klar, dass wir es im jetzigen Tempo nicht schaffen würden. Der Angstschweiß brach mir aus, doch ich tat das einzig Richtige und stürzte zum Ausgang. Ich hatte ihn bereits erreicht und die Tür aufgerissen, als ich mich umsah und bemerkte, dass Rufus noch vor Angst erstarrt an der gleichen Stelle stand wie eben und mir nicht gefolgt war. Er konnte sich nicht rühren. Angsterfüllt starrte er mir ins Gesicht. Auch aus dem Nebenraum hörte man nun hastige Geräusche. Die Verschwörer mussten mich gehört haben. Auf einmal hörte man das Geräusch eines Schwertes, dass aus der Scheide gezogen wird. Nun war es zu spät für Heimlichkeit! „Rufus! Schnell, komm!“

Langsam löste er sich aus seiner Schockstarre doch schon platzte Arminius mit dem gezückten Schwert in der Hand in den Raum. Seine Augen weiteten sich. „Ihr?“ Dann trat ein finsterner Glanz in seine Augen und er sprang auf Rufus zu. Dieser konnte gerade so ausweichen, stolperte jedoch und schien in Zeitlupe umzufallen. Wie in Trance schaute ich ihn an. Mutlos blickte er zurück. Doch plötzlich trat ein entschlossener Ausdruck in sein Gesicht: „Lauf, Quintus.“ Er sah mir tief in die Augen. Ich wollte nicht, doch ich wusste, dass es das Richtige war. Hier konnte ich nicht mehr helfen. Ohnmächtig wandte ich mich ab und sprintete los. Ich schaute mich nach einem Versteck um. Das einzige Gebäude, das mir sofort ins Auge fiel, war die Lagerhalle, in der alles für den bevorstehenden Feldzug vorbereitet wurde. Ich sprintete hinein. Es war ein Fehler. Ohne nachzudenken stürzte ich mich hinter den nächsten Versorgungskarren und kauerte mich hin.

Langsam hockte der Germane sich hin und spähte unter alle Karren. *Woher weiß er er, dass ich hier liege?* Sein Blick wanderte unter allen Karren hindurch, bis er schließlich auf mich traf. Triumphierend stand er auf und bewegte sich gemächlich

auf mich zu. Ich rollte mich unter dem Karren hervor und sprang auf. Mein Blick fiel auf die Waffenkisten an der Wand. *Wenn ich sie nur erreichen könnte.* Er sah meinen Blick und schüttelte den Kopf. Langsam hob er seine Axt. Hilflos stürzte ich mich mit der Macht der Verzweiflung auf ihn. Doch er war stark wie ein Bär. Mühelos schüttelte er mich ab wie ein Insekt. Keuchend lag ich auf dem Boden. Er baute sich über mir auf und holte zum finalen Schlag aus. Das Letzte was ich dachte war: *Nur aufgrund meines Todes werden bald drei Legionen in einem gigantischen Massaker vernichtet werden. Und warum das alles? Weil wir denken wir wären etwas Besseres und würden der Welt einen Gefallen damit tun, sie zu erobern? Nichts zeigt deutlicher wie fatal Arroganz ist und wie viele Menschenleben sie kostet.*

Contenance einer Katze

Die Steinfliesen vor der Tür der schmucken Doppelhaushälfte in der Kirschblütenallee wurden immer kälter. Trotzdem wartete die große getüpfelte Katze geduldig darauf, dass die Tür aufging, um sie einzulassen und mit ihrem Hähnchenbrustfilet zu vereinen. Als die Dämmerung allmählich den Himmel entlang kroch zuckten die gestreiften Ohren und das exotische Rasseexemplar mit Namen Zeka wandte sich ab. Ihr war eigentlich ganz ausdrücklich verboten worden in der Nachbarschaft zu jagen, aber die Maserung der Tür war auf Dauer nicht geeignet ihren Magen zu befriedigen.

So folgte sie nun einfach ihrer in die Luft gestreckten Nase zur Vogelkrippe im Nachbargarten und machte es sich auf der Fensterbank gemütlich, darauf wartend, dass ein leichtsinniger Vogel ihr vor die Nase hüpfte, als ein energisches Pochen am Fensterglas sie aus der Contenance brachte. Hinter der dreifachen Scheibe starrte das verkniffene Gesicht Frau Schnitzlers auf sie hinab und da Zeka ganz genau wusste, dass sie die Nachbarin damit ärgern konnte blieb sie einfach liegen.

Aus dem Haus ertönte das Getrampel menschlicher Schritte und als sich die Wintergartentür öffnete wehte der beißende, entfernt an Blumen erinnernde Geruch der Nachbarin in Zekas Nase.

„Hmmpf“, das Trampelmonster blieb vor seiner beschlagnahmten Fensterbank stehen. Zeka blinzelte sie träge an. Daraufhin stiefelte Frau Schnitzler zur Haustür von Klara Fucks, vor der Zeka kurz zuvor noch gewartet hatte. Nachdem sie dort eine Weile vergeblich klingelte angelte sie ihr Mobiltelefon aus der Tasche, tippte darauf herum, hielt es an ihr Ohr und wartete. Wartete bis sie das Ding wieder herunternahm und den Vorgang wiederholte. Geschlagene vier Mal. Dann verdrehte sie theatralisch die Augen, warf einen Blick auf die Katze, die sie ausgesprochen neugierig ansah und ging zurück in ihr Haus, nur um gleich darauf wieder aufzutauchen und die Haustür der Nachbarin aufzuschließen.

Wie der Blitz war Zeka an ihr vorbei gesaust und in der Küche verschwunden. Dort setzte sie sich geziert vor ihren leider leeren Futternapf und wartete, während Frau Schnitzlers Stimme durch das menschenleere Haus schallte: „Klara bist du da?“.

Zeka antwortete aus der Küchentür mit einem klagenden Maunzen. Zögerlich trat Frau Schnitzler ein, schloss die Tür hinter sich und ging in die Küche.

„Klara wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir etwas gebe, damit du meine Rotkehlchen nicht frisst, nicht wahr Wildkatze?“, wandte sie sich schnippisch an Zeka, die nur ausdruckslos zurück starrte. Frau Schnitzler schnaubte, durchsuchte die Küchenschränke, bis sie an das Dosenfutter gelangte und füllte Zekas Schälchen. Diese beobachtete während sie fraß, wie die Nachbarin einen besorgten Blick auf Klaras sorgfältig gefüllten, vollen Terminkalender warf, bei dem für heute Abend nichts mehr eingetragen war. Dann ging sie, merklich beunruhigt, wieder. Zeka hatte in der Zwischenzeit ihren Magen gefüllt und machte es sich jetzt nur merklich beunruhigt auf dem Bett im Schlafzimmer bequem. Ihr Fräulein war eigentlich ein ausgesprochen zuverlässiger Mensch, der abends immer zum Kraulen da war, aber jetzt fühlte sich die eigensinnige Katze einsam, bis sie einnickte.

Es war noch mitten in der Nacht, als sie aufwachte, weil Menschen das Haus betreten hatten. Die Stimme einer ausgesprochen besorgten Frau Schnitzler schwirrte in Zekas Ohren und versetzte sie in Aufruhr. „Niemand weiß wo sie ist, sie geht nicht ans Telefon, in ihrem Kalender steht nichts und wissen sie, normalerweise, wenn sie abends weg bleibt, bittet sie mich ihre Katze reinzulassen und zu füttern, wissen Sie. Aber heute, ach nein, gestern Abend saß das wilde Ding um halb elf auf meiner Fensterbank und hat Vögeln nachgestellt.“

Zeka sprang vom Bett und auf den Nachttisch, von wo aus sie hinaus auf den Flur sehen konnte, wo Frau Schnitzler mit zwei Polizisten redete. Die beiden sahen ausgesprochen wichtig aus. Und der eine roch nach Kaffee, genau wie Klara jeden Morgen.

„Hat sie einen Freund?“ Das war der andere Polizist. Er roch nach Sauerkraut. „Nicht soweit ich wüsste, nein,“ antwortete Frau Schnitzler „Sie hat sich vor einem Monat von ihrem alten Freund getrennt, den konnte ich nie leiden, unsympathischer Kerl, aber wie hieß der denn noch gleich...?“

Zeka wünschte sich nichts sehnlicher als jetzt sprechen zu dürfen. Sie wusste es. Denn sie hatte Pascal auch nicht leiden können. Er hatte sie jedes Mal, wenn sie mit Klara schmuste so angesehen, als würde er ihr am liebsten das Fell abziehen.

Ihre Schwanzspitze zuckte ungehalten, streifte dabei einen der Bilderrahmen auf der Kommode und fegte in auf den Boden.

Frau Schnitzler fuhr bei dem Geräusch zusammen und stiefelte ins Schlafzimmer. Der Kaffeebeamte sah an ihr vorbei zu Zeka. „Ist das die Katze?“ „Ja, ja das ist die Katze,“ sagte Frau Schnitzler, während sie zerstreut das Bild hochhob. Als sie auf die Fotografie blickte entfuhr ihr ein triumphierendes „Ha!“. „Das ist der Kerl, sehen Sie?“ Die Polizisten stellten noch weitere Fragen und der Sauertopf kitzelte in sein Notizbuch, Zeka war aber zu abgelenkt um zu lauschen. Der Kaffeetrinker kralte sie nämlich zwischen die Ohren. Erst aufhorchen tat sie wieder bei dem Wort „Katze“, aus Frau Schnitzlers Mund. Die Frage hatte sie allerdings verpasst.

„Kein Problem, wir nehmen sie mit zur Dienststelle, ich hab selber drei Katzen,“ sagte Kaffeetrinker und - zack – packte Zeka am Nackenfell, schnappte sich ihre Transportbox vom Schrank und setzte die perplexen Katze hinein.

Dann ging es die Treppe runter, durch die Haustür und in einen Wagen. Nach einer kurzen Fahrt hob der Kaffeetrinker Zeka aus dem Wagen und ging aus einem Innenhof in ein Stadthaus, durch ein paar Flure und schließlich in ein Büro.

„Heinz, wir haben was!“, sagte eine Polizistin, die kaum aufsah, während sie wie verrückt auf ihrer Computertastatur herumklackerte. Als der Beamte Zeka neben einer Kaffeemaschine abstellte, ohne, zu ihrer Empörung, Anstalten zu machen die Transportbox zu öffnen, sah die Polizistin dann doch auf. „Eine Katze?“, fragte sie irritiert.

„Gehört der Vermissten. Die sich übrigens vor kurzem von ihrem Freund getrennt hat. Pascal Claudans. Vielleicht weiß der, wo sie steckt.“

„Pascal Claudans?“, hakte die Frau nach. Sie roch nach Apfelkuchen, erinnerte Zeka aber wenig an die alte, Kuchen backende Dame in der Nachbarstraße.

Die Polizistin wartete die Antwort gar nicht ab, sondern fuhr fort: „Klara Fucks hat gestern Abend den Notruf gewählt, da aber niemand dran ging und nach ein paar Sekunden aufgelegt wurde, wurde der Anruf als irrelevant abgetan, bis sie in der Nacht vermisst gemeldet wurde. Die letzten GPS-Daten, die ihr Mobiltelefon gesendet hat, kommen aus einem Haus, in dem unter anderem auch ein Pascal Claudans wohnt, siehst du?“

Zeka sah rein gar nichts, da sie nur die Rückseite des Bildschirms erblickte, aber der Kaffeetrinker sog scharf den Atem ein.

Dann ging alles sehr schnell, der Beamte verließ das Büro, kam mit Anderen wieder, die ebenfalls einen Blick auf den Computer warfen und kaum das sie sich versah, war Zeka wieder in einen Streifenwagen verfrachtet, in dem diesmal eine gewisse Anspannung herrschte. Der Wagen hielt bald wieder, aber die Box stand ausgerechnet so, dass Zeka nichts sehen konnte, sondern nur mitbekam, wie die Menschen aus dem Auto sprangen, draußen der Lärm von Stiefeln auf einem Gehweg, dann krachte die Tür zu und die Geräusche wurden gedämpft. Weiter Stiefel, Stimmen, dann wurde eine Tür gewaltsam aufgebrochen und die Stiefel verschwanden selbst aus Zekas ausgezeichnete Hörweite.

Einige Zeit passierte nichts, doch dann kamen die Schritte wieder, begleitet von der beruhigenden Stimme des Kaffeetrinkers.

Und schließlich, dünn und zittrig, Klara: „Danke“

Die Autotür öffnete sich und ihr Fräulein schob sich hinein, sie wirkte entkräftet, bis sie Zeka entdeckte und Erstaunen und Freude ihre Augen und ihre Stimme füllten: „Zeka!“

Sie öffnete die Box und die Katze schoss in ihre Arme, wo sie sich schnurrend an ihr rieb, während ihr Fräulein sie schluchzend an sich drückte.

Ash

Mir war kalt, der Regen lief über mein Gesicht, durch dunkle, große Wolken leuchtete das Licht des Mondes, um mich herum war alles still. In den wenigsten Häusern brannte noch Licht, außer mir schien niemand anderes draußen zu sein.

Endlich öffnete sich seine Haustür und Ash trat in die Nacht heraus. Ash, den ich liebte, Ash, den ich schon so lange kannte, Ash, der mir plötzlich so fremd geworden war.

Er war dunkel gekleidet und trug ein Basecap tief ins Gesicht gezogen. Vorsichtig ließ er die Tür ins Schloss fallen, dann ging er leise vom Grundstück. Immer wieder sah er hektisch nach rechts und links, bei jedem kleinsten Geräusch zuckte er zusammen. Ich fragte mich, was Ash vorhatte, während ich ihm im Schatten der parkenden Autos folgte. Eine Windböe zerzauste meine feuchten Haare, als in meinem Blickfeld die ersten Baumkronen auftauchten. Ash blickte sich noch einmal um, bevor er im bedrohlich wirkenden, dunklen Wald verschwand. Durch meinen Kopf schwirrten tausend Fragen, die ich aber schnell wieder verdrängte, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Kurz danach erstreckte sich vor uns eine Lichtung.

Damit ich unentdeckt blieb, versteckte ich mich zwischen den Bäumen. Endlich blieb er stehen, wartend schaute er immer wieder auf sein Handy.

Ich wusste nicht wie viel Zeit vergangen war, bis ein zweiter Junge auf die Lichtung trat. Mir lief ein Schauer über den Rücken. „Wer ist das?“, fragte ich mich. Obwohl ich weit von ihnen entfernt stand, konnte ich hören, dass sie sich unterhielten. „Gib mir den Stoff, Mann!“, forderte der Unbekannte auf.

Ashs Blick verriet, dass er Angst hatte.

„Los, mach schon! Ich hab‘ nicht die ganze Nacht Zeit!“

„Ben...“, Ash kam ins Stottern, „Ich habe nichts.“

Plötzlich zog Ben einen Revolver aus der Innentasche seiner Jacke und richtete sie auf Ash. Dann passierte alles auf einmal.

Ich fing an zu schreien, hörte ein lautes Knallen und sah, wie der Schütze weglief. So schnell ich konnte rannte ich zu Ash, der gerade zu Boden fiel. Ich ließ mich neben ihm auf die Knie fallen und ignorierte den Schmerz, der durch mich hindurch schoss.

Der Regen wurde stärker und vermischte sich mit dem Blut, das aus seinem Oberkörper rann.

Meine Tränen tropften auf sein Gesicht. „Ash, nein.. bitte nicht.“, bettelte ich, „Du darfst nicht sterben.“ Ashs Lippen verzogen sich zu einem schwachen Lächeln. „Kaley.“, flüsterte er.

Verzweifelt sah ich mich um. Ich musste ihm helfen, aber ich wusste nicht wie. Behutsam legte ich seinen Kopf auf meinen Schoß. Das Atmen fiel ihm schwer. „Bitte verlass mich nicht... Ich brauche dich... Ich liebe dich doch.“ „Kaley...“, wiederholte er meinen Namen, „Ich liebe dich auch.“

Bei jedem seiner Atemzüge zerbrach es mir mein Herz, weil ich wusste, dass er der letzte sein könnte. Mit zitternden Händen zog ich mein Handy hervor und wählte den Notruf. Ich spürte wie Ashs Herzschlag schwächer wurde. „Halt‘ durch Ash. Gleich kommt Hilfe. Du wirst es schaffen.“, versuchte ich ihn zu beruhigen, aber selbst ich war von meinen Worten nicht überzeugt. Traurig blickte er mich an und griff nach meiner Hand. Ich spürte, wie sein Körper, mit jeder verflissenen Minute an Temperatur abnahm und wie mein Herz immer schneller und schneller schlug. Noch einmal schaute ich ihm tief in die Augen und auch wenn es dunkel war, konnte man in ihnen seinen Schmerz erkennen.

„Ich kann nicht mehr...“ Tränen liefen über Ashs Gesicht. „Es tut mir Leid, Kaley...“

Amira Chantal Haftendorn

Klassisches Szenario

Klassisches Szenario. Nebel. Schatten. Nieselregen. Stille. Schritte in der Dunkelheit. Gestalten im Licht der Straßenlampe. Die Luft gefriert. Der Atem wird schwer. Die erdrückenden Häuser. Der tiefschwarze Himmel. Der feuchte Boden. Angst erfüllendes Szenario ohne Angst. Herbstabend. Noch nicht einmal 21 Uhr. Ein Mann in Begleitung auf dem Weg nach Hause. Kein Grund sich zu sorgen. Keine Gedanken, die in der Dunkelheit zu sehen sind. Nein, die Musik schallt in beider Ohren. Kein Platz für Furcht.

Eines der vielen Beispiele, warum Angst beschützt. Ist man ängstlich, fühlt man sich nackt. Offen, von allem und jedem angegriffen zu werden.

Klassisches Szenario. Frost. Schatten. Schneeflocken. Stille. Knistern des Eises. Gestalten im Licht der Straßenlampe. Alles steht still. Der Atem wird schwer. Eingehüllt in Dunkelheit. Der tiefschwarze Himmel. Der eingefrorene Boden. Angst erfüllendes Szenario ohne Angst? Winterabend. Noch nicht einmal 22 Uhr. Derselbe Mann in Begleitung auf dem Weg nach Hause. Kein Grund sich zu sorgen. Eine einfache Unterhaltung in der Stille der Atmosphäre. Ja, sie genießen die Zeit. Kein Platz für Furcht.

Die Gerüchte wurden immer mehr. Das Verschwinden junger Frauen häufte sich in den letzten Monaten an und die Detektive standen vor einem leerem Papier. Der Täter hinterließ nie Spuren und Zeugen zeigten sich nicht. Gerade die Kinder und Jugendlichen erfanden Geschichten um die mysteriösen Fälle und erschreckten sich selbst mit Gruselgeschichten und Hirngespinnsten. Mal sei der Täter Friedrich Stolle, der vor fünf Monaten ins Gras gebissen hatte, das andere Mal eine geheime Sekte, die die Weltherrschaft an sich reißen möchte. Diese Behauptungen änderten jedoch nichts an der Tatsache, dass Frauen regelmäßig verschwunden.

Klassisches Szenario. Tau. Schatten. Wind. Stille. Aufblühende Blüten. Gestalten im Licht der Straßenlampe. Alles schläft. Der Atem wird schwer. Das Wachsen der Natur. Der tiefschwarze Himmel. Der befreite Boden. Angst erfüllendes Szenario? Frühlingsabend. Noch nicht einmal 23 Uhr. Ein bekannter Mann in Begleitung auf dem Weg nach Hause. Ein Grund sich zu sorgen? Die selbe Routine. Nein, sie kennen sich noch nicht lange. Existiert überhaupt Vertrauen?

Zurecht der Zweifel. Hier hat das Misstrauen angeschlagen und gewarnt. Die Frau erlebte ihre letzten Worte an den Mann gerichtet, der bald über ihren Tod urteilte. Sie hatte von den verschwundenen Frauen gehört. Hat nicht gehört, dass auch sie gefährdet war. Hat gebetet, dass er der Richtige war, dass er da war, aber nicht hier, wo sie ihm zum Opfer fiel. Er war ein Profi, tat alles für sie. Ja, sie vertraute ihm, bis zu dem erschreckendem Moment an dem ihr Urteil fiel. Sie erinnerte sich, fühlte den Scham. Nicht, weil sie nichts tun konnte. Nur, weil sie ein Opfer wurde durch ihre Naivität und ihre verspätete Reaktion und er hat geredet. Die Polizei fand ein Armband, dass man unter der Brücke fand, in einer Lücke des vertrauten Obdachlosenheimes. Spuren von DNA. Eine junge Frau, knapp 25. Eindeutige zu jung um zu sterben, da sind sie sich sicher. Niemand hat auf dem Trichter, wie das geschehen konnte. Und immer noch waren Frauen verschwunden. Das Leben ging weiter, das war klar, doch war ihnen nicht klar, wie es ungesehen war. Und blieb, solange man selbst nicht betroffen war.

Klassisches Szenario. Hitze. Schatten. Schweiß. Stille. Flecken von Eis am Boden. Gestalten im Licht der Straßenlampe. Alles ruht. Der Atem wird schwer? Das Zirpen der Grillen. Der tiefschwarze Himmel. Der heiße Boden. Angst? Sommernacht. Noch nicht einmal Mitternacht. Der Mann in Begleitung auf dem Weg nach Hause. Zeit sich zu sorgen? Er dreht sich zu ihr. Ja, er macht ihr etwas Angst. Sie sind allein.

Der letzte Fall der Akte „Sommernachtalbtraum“. Das Einzige, was die Mappe füllte, war das Armband und das Schema, das kranker und psychotischer nicht sein konnte. Eine Aufzählung, ein Countdown, zum letzten Schachzug des Beutezugs. Der Jäger war gesättigt. Es schien so, denn die Fälle stoppten rapide. Ja, sie verschwunden so schnell, wie die Frauen, die man nicht aufgegeben hatte, um die man sich Sorgen machte. Die Suche stoppte nie. Die Familien warteten hier und da und warteten im Dunklen auf die Erlösung, die aber nie kam. Unentdeckt blieb der Mann, dem es schien, als ob er alles kann. So erntete er seinen Ruhm. So bestätigte er sich. So geht es aber nicht. Das Fremde nutzte er sich zu eigen. Er hatte ein Doppelleben, etwas zu verschweigen. Es war wie eine Bürde, eine Last, denn niemand sah, was er tat, und so blieb er dennoch er selbst im Schatten seiner Tat. Und in der Arbeit verschwand er. Er wurde immer bekannter. Was niemand wusste war sein Hintergrund, doch seine Lust war nicht gestillt, er bearbeitete seinen Frust mit den Gedanken an was er tat. Das Verlangen wuchs und wuchs und wuchs und

wuchs und das fünfte Mal schien nah. Er konnte die unersättlichen Blicke und Gefühle nicht abstellen und im nächsten Augenblick fand er sich wieder. Auf der Straße. Die Suche begann erneut. Er berief sich auf seine alten Methoden, die Frauen zu einer kalten Straße führte. Doch ein Fehler ist ihm unterlaufen. Sentimental sein ist ein chemischer Defekt gefunden auf der Seite der Verlierer und immer wieder sah er seine Opfer im Gesicht der Haselnussbraunen Schönheit. Nun war sein Atem schwer und das Mädchen bemerkte erst hier ihr Schicksal, aber nicht zu spät.

Fehler sind menschlich. Ach, was waren die Menschen glücklich, dass der Mensch, der den Menschen das unmenschliche antat, ein menschlicher Mensch war. Kein guter Mensch, aber so menschlich, dass er ein Ende fand.